

In der Geldschmiede

Banker – das war mal ein angesehener Beruf. In der Finanzkrise geriet er in Verruf. Wie gehen junge Finanzmanager damit um? Ein Campus-Besuch

Von Harald Freiburger

Frankfurt – Neulich nach dem Fußballtraining musste sich Carsten Auel wieder eine dieser Fragen anhören. „Du, was meinst“, fragte ihn ein Teamkamerad vom BSC Schwarz Weiß 1919 Frankfurt, „wäre die Welt nicht besser, wenn es keine Zinsen gäbe?“ Es sind sehr grundsätzliche Fragen, die dem angehenden Banker immer wieder gestellt werden. „Ich habe ihm geantwortet, ob er bereit wäre, mir 50 000 Euro zu leihen, und ich zahle sie ihm dann in 50 Jahren ohne Zinsen zurück“, sagt er. Das habe er dann schon eingesehen.

Carsten Auel sitzt mit seinem Mitstudenten Alexander Kleindiek in einem Unterrichtsraum der Frankfurt School of Finance and Management, einer der elitärsten Kaderschmieden für Jungbanker in Deutschland. Sie sitzen da vor einem großen Foto mit Bäumen und Farn, und das Bild hat etwas Symbolhaftes: Es ist nicht die wirkliche Welt, sondern nur ein Abbild davon. Genau darum geht es auch in dem Gespräch. Wie real ist die Welt, in der sich die Banker bewegen, wie viel hat sie noch mit der Wirtschaft, den Unternehmen, den Menschen zu tun?

Vor kurzem ist Auel aufgefallen, dass er das Wort „Bankier“ nur noch selten hört. Der Bankier ist die altherwürdige Variante dieses Berufs, ein vielleicht etwas korpulenter, onkelhafter, aber vertrauenswürdiger Mann, der das Geld seiner Kunden gewissenhaft verwaltet. Er ist das Gegenteil eines Zockers. „Aber seit Ausbruch der Finanzkrise im Jahr 2008 ist kaum mehr von Bankiers die Rede, sondern nur noch von Bankern“, sagt Auel. Und der Banker ist fast ein Synonym für Zocker. Was ein einziges „i“ ausmachen kann.

Frankfurt im Jahr 2012: Was bringt junge Menschen überhaupt dazu, noch Banker werden zu wollen? Auel und Kleindiek sind beide 24 Jahre alt. „Ich

hatte immer Spaß daran, mit Zahlen zu arbeiten“, sagt Auel. „Betriebswirtschaftslehre hat mich immer interessiert, zwei Jahre vor dem Abitur war mir klar, dass ich in den Bereich gehen will“, sagt Kleindiek. Beide haben 2007 Abitur gemacht, ihr Berufsziel stand also schon vor der Finanzkrise fest, als die Welt für die Banken noch in Ordnung war und Banker noch kein Synonym für Zocker.

Auel und Kleindiek machten beide nach dem Abitur eine Banklehre, der eine bei der NRW-Bank, einer Tochter der WestLB, der andere bei der Commerzbank. Vor drei Jahren fingen sie an der Frankfurt School ein duales Studium an. Das heißt, sie studieren einerseits, haben aber auch schon einen Arbeitgeber, bei dem sie drei Tage in der Woche sind. Bei



Immer diese Moralfragen: Bankstudenten Alexander Kleindiek (li.) und Carsten Auel vor einer Fototapete. Foto: hf

Auel ist das Main First, eine Frankfurter Investmentboutique, bei Kleindiek die staatliche Förderbank KfW.

Seit sie sich für ihren Beruf entschieden haben, ist Krise. Und seit Krise ist, müssen sie sich Fragen stellen lassen, was sie denn da genau machen und warum. „Auch meine Eltern fragen immer, ob das jetzt alles nur Casino ist, oder ob da auch etwas Fundamentales dahintersteht“, erzählt Auel. Main First berät Unternehmen bei Fusionen oder Börsengängen, analysiert die Finanzmärkte und handelt im Auftrag von Kunden mit Aktien, Anleihen oder Währungen. „Ich sage meinen Eltern dann immer, dass hinter Aktien ja ein realer Wert steckt: das Unternehmen, an dem man sich mit der Aktie beteiligt“, sagt Auel.

Häufig steckt hinter den Anmerkungen die grundsätzliche Frage nach dem Sinn. Geht es Bankern nur darum, Geld zu verdienen, aus Geld noch mehr Geld zu machen? Und wenn es schiefeht, bezahlt es die Gesellschaft? Oder geht es darum, der Gesellschaft, der realen Welt, zu nutzen? Wohl noch nie wurde einer Generation von Nachwuchsbankern die Sinnfrage so häufig gestellt. Und noch nie mussten sie über ihr eigenes Tun so viel nachdenken.

„Man kann als Banker viel Gutes tun“, sagt Kleindiek, der dreimal in der Woche bei der KfW arbeitet. Er findet es sehr schade, dass die meisten seiner Bekannten das Geldhaus nur unter dem Begriff „Deutschlands dümmste Bank“ kennen, weil sie auf dem Höhepunkt der Finanzkrise 2008 der insolventen Investmentbank Lehman noch 300 Millionen Euro überwies. Dabei bescheinigte das Magazin *Global Finance* der KfW wegen der Garantie des Bundes seit drei Jahren, die sicherste Bank der Welt zu sein, die darüber hinaus auch sehr profitabel geworden sei, betont Kleindiek.

Und was kann er bei der KfW Gutes tun? „Mit einem Baukredit oder Förder-

geld sorgt sie dafür, dass Menschen ein Dach über dem Kopf haben, dass Handwerker Arbeit haben, dass somit die ganze Wertschöpfungskette profitiert und die Wirtschaft läuft“, sagt Kleindiek. Die eigentliche Arbeit sei dabei, sich genau anzuschauen, was man wie am sinnvollsten finanziert. Also zum Beispiel keine Häuser von Schuldnern, die Zins und Tilgung gar nicht leisten können.

Das Positive an der Finanzkrise ist, finden die beiden Studenten, dass die ganze Welt des Geldes kritisch hinterfragt wird. Wann sind Geschäfte zu riskant, wie viele Schulden darf man machen?

**Die Studenten fragen sich:
Was tun wir da überhaupt?
Nutzt unser Tun den Menschen?**

„Die zentrale Frage ist, wie wir künftig wachsen können“, sagt Auel. Die Finanzkrise habe gezeigt, dass das Wachstum der letzten Jahrzehnte nicht nachhaltig und gesund war. Zum Beispiel wurde zu viel Konsum über Kredit finanziert, vor allem in den Vereinigten Staaten. „Die Fehler wurden über 20 Jahre gemacht, das Umdenken gehe daher nicht von heute auf morgen“, sagt der Bankstudent. Er stellt sich die Sinnfrage auch bei seiner Tätigkeit für Main First. Er beantwortet sie so: „Das Geschäft bei Main First ist sehr risikoarm. Wir machen Geld nicht mit Risiko, sondern mit einer guten Analyse für den Kunden.“

In Auels Fußballverein Schwarz Weiß Frankfurt gibt es einige Mitspieler, die zu den Occupy-Zelten vor der Europäischen Zentralbank gehen und dort mitdiskutieren. Auch Kleindiek war schon dort und hat mit den Aktivisten gesprochen. „Ich finde es gut, dass all das jetzt verhandelt wird und die Leute das Finanzsystem kritisch hinterfragen“, sagt Auel. Aber andererseits sei es auch so,

dass er noch kein überzeugendes Argument gehört habe, warum man Banken nicht mehr brauche, und dass alles, was sie machen, nur Teufelszeug sei.

Es sind vor allem moralische Fragen, mit denen sich die Jungbanker auseinandersetzen müssen. Was tun wir da? Nutzt unser Tun den Menschen oder nur uns selbst?

„Wir wachsen mit den Problemen auf, wir setzen uns täglich damit auseinander, unsere Generation ist davon geprägt“, sagt Auel. „Wir lernen daraus. Wir sind sensibler, was Risiken betrifft. Ich glaube, dass wir auch später im Beruf mit Risiken anders umgehen als die Bankergenerationen vor uns.“

Aber klar ist für den Studenten auch: Es wird immer gute und schlechte Menschen geben, nicht 100 Prozent der Bankstudium-Absolventen werden moralisch einwandfrei sein. „Wo viel mit Geld umgegangen wird, werden natürlich auch die Gierigen angezogen“, sagt Carsten Auel.

Für seinen Mitstudenten Alexander Kleindiek ist das Hauptmotiv für den Banker-Job die anspruchsvolle Tätigkeit, in der er sich weiterentwickeln kann und viel mit Menschen zu tun hat. „Ich will etwas bewegen, Verantwortung übernehmen, zum Beispiel große Projekte finanzieren – immer unter der Prämisse, dass es moralisch vertretbar ist“, sagt er. Und wenn er ein Großunternehmen gut finanziert und es damit viele Arbeitsplätze erhalten und schaffen kann, sei das auch ein Grund, stolz zu sein.

Natürlich gingen die Diskussionen nicht spurlos an einem vorbei, meint Auel. Natürlich frage er sich immer wieder, ob er den richtigen Beruf gewählt habe. Aber er stecke den Kopf auch nicht in den Sand, weil man gerade eine schwierige Phase durchmache. „Das Image des Bankers wird nicht immer auf dem Niveau von Prostituierten sein wie zurzeit“, sagt er.